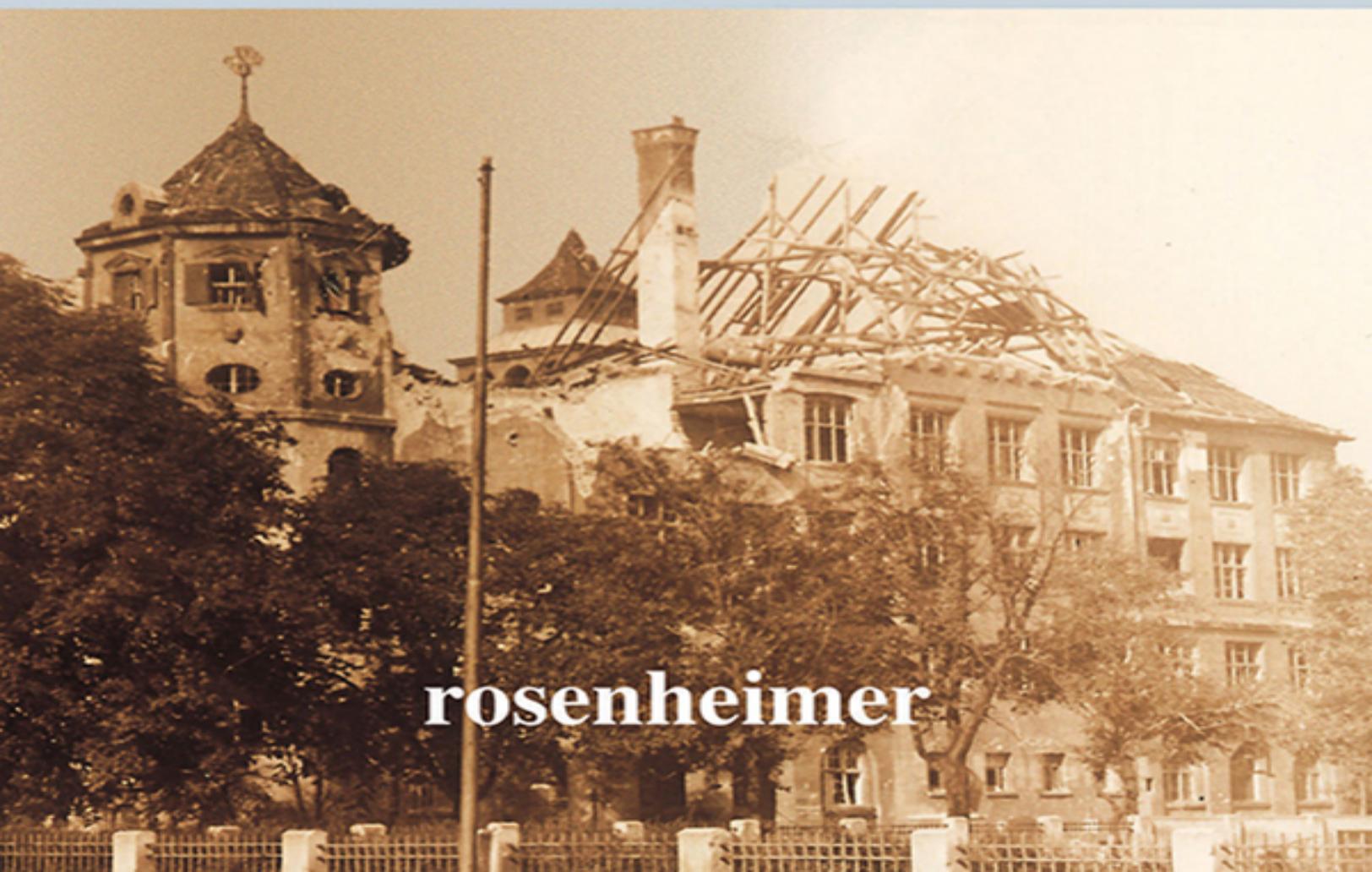




Siegfried Obermeier

Verlorene Kindheit

**Erinnerungen aus der
Kriegszeit**



Siegfried Obermeier

*Verlorene
Kindheit*

Erinnerungen
aus der Kriegszeit



rosenheimer

Meinem Enkel Felix gewidmet

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Rosenheimer Verlagshaus erschienenen Originalausgabe 2006

© 2015 Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG,
Rosenheim

www.rosenheimer.com

Titelfotos:

oben: Privatbesitz des Autors

unten: Archiv Rupprecht-Gymnasium, München

Satz: Buch-Werkstatt, Bad Aibling

eBook-Produktion: **GGP Media GmbH**, Pößneck

eISBN 978-3-475-54499-6 (epub)

Worum geht es im Buch?

Siegfried Obermeier

Verlorene Kindheit

Erinnerungen aus der Kriegszeit

Siegfried Obermeier hat sich als Autor von über 30 Romanen und Sachbüchern, meist historischen Inhalts, einen guten Namen gemacht. Seine Werke wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Hier beschreibt er auf mitreißende Art und Weise ganz persönlich erlebte Geschichte: wie er mit der Naivität eines Kindes die schleichenden Anfänge des Zweiten Weltkrieges kaum wahrnimmt und nach den verheerenden Bombennächten 1943 erstaunt und gleichzeitig ergriffen die geschundene Heimatstadt München erkundet. Mit seiner Mutter verbringt der Autor später über ein Jahr im Freisinger Zufluchtsort, wo er jedoch den feindlichen Angriffen auf das Münchner Umland nicht entkommen kann.

Nachdem ihm seine Kindheit rückblickend stets »wie ein dunkler Vorhang« vorkam, zieht Siegfried Obermeier heute abschließend das Fazit, dass diese autobiographische Reise wertvolle Erinnerungen auftauchen lässt, welche er zuvor verloren geglaubt hatte.

Inhalt

Vorbemerkung

- 1. Geboren in »großer Zeit«*
- 2. Der Krieg beginnt*
- 3. Die ersten Bomben*
- 4. Flucht aufs Land*
- 5. Widerstand*
- 6. Leben auf dem Land*
- 7. Verschüttet?*
- 8. Die Wunderwaffe*
- 9. Finale*
- 10. Die Stunde null*
- 11. Mutter Courage*
- 12. Gefährliche Spiele*
- 13. Omama und Opapa*
- 14. Circus*
- 15. Oberschüler und Ministrant*
- 16. Ende der Kindheit*

Ausklang

Literatur

Der Autor

Vorbemerkung

Noch nie hat mir bei einem Roman oder Sachbuch der erste Satz Schwierigkeiten bereitet. Zwar hält sich hartnäckig die Mär, dass Schriftsteller verzweifelt vor einem leeren Blatt sitzen und um die Formulierung des ersten Satzes ringen, doch konnte ich das bis jetzt nicht bestätigen. Jetzt aber, da ich dabei bin, etwas Autobiografisches zu schreiben, bin ich plötzlich in einiger Verlegenheit. Etwas in mir sperrt sich dagegen, mich selbst zum Inhalt eines Buches zu machen. Um diesem Widerstreben auf den Grund zu gehen, erlaube ich mir eine kurze Vorbemerkung.

Der Begriff »Roman« lässt sich ganz grob in zwei Kategorien unterteilen. Die eine, von mir bevorzugte und ausschließlich angewandte, ist die - wenn auch im historischen Rahmen - erfundene Geschichte mit erfundenen Protagonisten, soweit diese nicht historisch vorgegeben sind. Da sich meine Romane - zwei ausgenommen - mit der Antike und dem Mittelalter befassen und hier die Überlieferung meist sehr spärlich ist (bei Napoleon wäre es schwieriger ...), kann der Autor ziemlich frei schalten und walten. Natürlich gilt das auch für den Gegenwartsroman: Handlung und Personen sind frei erfunden, wenn auch häufig dabei Autobiografisches - bewusst oder unbewusst - mit verarbeitet wird.

Davon unterscheidet sich die zweite Romankategorie - der autobiografische Roman, der sich weitgehend mit dem Leben des Autors befasst und sich nur unwesentlich von dem, was man früher als Memoiren bezeichnete, unterscheidet. Bleiben wir beim autobiografischen Roman, der zwar die Namen verändert, doch die Ereignisse - wenn

auch aus subjektiver Sicht – wahrheitsgetreu darstellt. Eine schwere Kindheit und Jugend oder andere einschneidende Ereignisse sind häufig der Anlass zu solchen Berichten. Hat der Autor auch noch Talent zum Schreiben, dann kann ein anspruchsvolles Werk entstehen. Aber was kommt danach? Was macht ein solcher Schriftsteller, wenn das Autobiografische erschöpft ist und begeisterte Leser auf ein neues Werk warten?

Der österreichische Autor Franz Innerhofer gelangte an einen solchen Punkt, nachdem er drei romanhafte Bücher über seine harte Kindheit und Jugend und schließlich über seine erfolgreiche Loslösung aus diesem Elend verfasst hatte. Er erhielt eine Reihe von Literaturpreisen und einmütiges Lob seitens der Rezensenten, und seine Bücher wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Aber sein einziges Thema war das eigene Schicksal, und darüber hatte er nun alles gesagt. Trotz seines Versuchs fand Innerhofer aus diesem Dilemma nicht mehr heraus, suchte Trost im Alkohol und nahm sich schließlich das Leben.

Ich könnte noch einige ähnliche Beispiele nennen, die zwar nicht so tragisch endeten, bei denen aber der Autor gleichwohl in die literarische Bedeutungslosigkeit absank. Doch es gab auch glänzende Ausnahmen: Allen voran schaffte es Thomas Mann, sich nach den weitgehend autobiografischen »Buddenbrooks« vom eigenen Schicksal zu lösen, wenn er sich auch in fast allen weiteren Werken an tatsächlich existierenden Personen orientierte, was nicht selten zu Schwierigkeiten führte. Gerhart Hauptmann etwa hat sich sofort in der Person des Mijnheer Peeperkorn im »Zauberberg« erkannt und war jahrelang beleidigt.

Mit diesen Andeutungen möchte ich ausdrücken, was mich – vielleicht? – davon abhielt, autobiografische Themen zu wählen. Doch es mag auch noch weitere Gründe geben: Möglicherweise hielt ich meine eigene Person, mein eigenes

Leben nicht für so wichtig, um dies zum Gegenstand einer Darstellung zum machen. Oder war es die Scheu davor, etwas von mir selbst preiszugeben? Einige Male in den letzten Jahren habe ich flüchtig erwogen, eine nicht romanhafte Autobiografie zu verfassen, stieß aber dann immer wieder auf historische Themen, die ich weitaus interessanter fand.

Wie aber kam es dazu, dass ich mich dann doch spontan entschloss, über meine Kindheit zu berichten? Das ist schnell erzählt. Während täglich die schrecklichen Berichte über die Bombardierung irakischer Städte in den Medien erschienen und etwa ein Junge gezeigt wurde, der dabei beide Arme verloren hatte, wurde mir plötzlich bewusst, dass ich Ähnliches erlebt hatte und mich nur ein gnädiges Schicksal vor solch einer Verstümmelung bewahrt hatte.

Mein damals fünfjähriger Enkel war der zweite Anstoß. Zieht man die eigenen Kinder groß, so geschieht das spontaner, unbewusster, weil man – wie es so schön heißt – mitten im Leben steht, einen Beruf, einen großen Freundeskreis und manches andere hat. Als Großvater aber begann ich zu vergleichen: Unterschied sich die Kindheit meiner Tochter wesentlich von der ihres Sohnes – meines Enkels? Nicht allzu sehr, aber wie war es mit der eigenen Kindheit? Je mehr ich darüber nachdachte, umso deutlicher zeigte sich mir das Besondere meiner Erlebnisse als Kriegskind, und deshalb entschloss ich mich, diese zu schildern.

1. Geboren in »großer Zeit«

Den berühmten ersten Satz habe ich noch immer nicht gefunden - einen Satz, der den Leser hinreißen und neugierig machen soll und von dem angeblich so viel abhängt. Stattdessen erzähle ich etwas über meine Eltern. Meine Mutter - während ich das schreibe, steht sie im 94. Lebensjahr - hat es zeitlebens meinem Vater nicht verziehen, dass er sie hochschwanger allein ließ und - wie gewohnt - im Januar zum Skifahren ging. Freilich sind solche Berichte oft mit Vorsicht zu genießen, denn nicht selten stellen sie nur die halbe Wahrheit dar oder das, was der jeweilige Elternteil sich als Wahrheit zurechtgelegt hat.

Nun ist es aber so, dass ich vor einigen Wochen im Keller kramte und dabei auf einen Pappkarton mit Postkarten stieß, die meine Mutter - als Corpora Delicti? - getreulich aufbewahrt hat. Zum überwiegenden Teil handelt es sich um Nachrichten meines Vaters aus irgendwelchen Wintersportgebieten.

Am 21. Januar 1936, dem Tag meiner Geburt, schrieb mein Vater aus Bayrischzell:

»Bin gut, aber bei Nacht angekommen. Heute früh Schnee, aber nur 1 Meter. Nebel-Waschküche.«

Schon seltsam, dass ein werdender Vater einen Wetterbericht liefert, anstatt sich nach dem Zustand seiner Frau zu erkundigen! Aber warum habe ich ihn niemals danach gefragt? Bis zu seinem Tod im Jahr 1983 wäre dies möglich gewesen, doch für mich waren damals solche Dinge einfach kein Thema. Warum?

Das betrifft auch andere Bereiche. Heute würde es mich brennend interessieren, was mein Vater über Hitler und das Dritte Reich dachte, aber damals versäumte ich es, ihn danach zu fragen. Es ist halt so, dass ein Vierzigjähriger andere Fragen an sich und seine Umwelt stellt als ein fast Siebzigjähriger.

Zurück zu meiner Geburt am 21. Januar und zu dem Bericht meiner Mutter, die sich mit ihrem Sohn im Arm einsam und verlassen fühlte. Beim damaligen Stand der Nachrichtenübermittlung dauerte es drei Tage, bis mein Vater auf seiner Skihütte von meiner Geburt erfuhr. Man kann es sich heute nur noch schwer vorstellen, wie es war, als nur ganz wenige Menschen ein privates Telefon besaßen und nicht einmal die Autoren von Zukunftsromanen über die fantastischen Möglichkeiten von Mobiltelefonen schwadronierten.

So liegt jetzt die auf den 24. Januar datierte Postkarte meines im »Sudelfeldhaus« befindlichen Vaters vor mir.

»Ich gratuliere! Auf unseren Jungen (wenn die Nachr. stimmt) bin ich sehr sehr stolz. Als der Anruf kam, saß ich gerade im Hotel und ich war natürlich vollkommen überrumpelt. Das Glücks-Hufeisen habe ich schon ergriffen u. auf Euer Wohl angestoßen.«

Überrumpelt? Das klingt schon seltsam, wo er doch wusste, dass ich um diese Zeit auf die Welt kommen würde. Laut Bericht meiner Mutter konnte ihn auch dieses Ereignis nicht zum Abbruch seines Urlaubs bewegen, und als er mich zum ersten Mal sah, war dies bereits in unserer neuen Wohnung am Giesinger Berg. Erschwerend kam noch hinzu, dass meine Mutter ihn auf der »Vereins-Skihütte« vermutete, er aber im »Berghotel Sudelfeld« aufgespürt wurde. Warum dies?, so lautete ihre fast triumphierend hervorgebrachte - rhetorische - Frage. Weil er dort mit seiner Geliebten wohnte! Davon - ich meine von Geliebten

im Allgemeinen – sollte im Laufe meiner Kindheit und auch später noch oft die Rede sein. Eines aber machte mich bei dem Fund der Karte stutzig: Mein Vater wollte offenbar nicht vortäuschen, auf der »Vereinshütte« zu sein, sonst hätte es nicht am 24. Januar geheißen: »... saß ich gerade im Hotel ...«

Nun gut, es wird sich einfach vieles nicht mehr aufklären lassen, denn das Gedächtnis meiner Mutter ist – trotz sonstiger geistiger Klarheit – sehr lückenhaft geworden, und die von ihr vertretenen Thesen in Bezug auf die Liebesverhältnisse meines Vaters sind schon lange fest gefügt – bis zu ihrem Tod im Oktober 2004 wird sich daran wohl nichts geändert haben.

Während ich, wenige Wochen alt, als Säugling mit meiner ersten Gelbsucht kämpfte, begann der Kampf unserer Olympioniken in Garmisch um Gold, Silber oder Bronze. Laut Bericht meiner Mutter kam ich mit einem üppigen dunklen Haarschopf zur Welt und muss mit meinem von der Neugeborenen-Gelbsucht verfärbten Gesicht so kurios ausgesehen haben, dass mich die Schwestern den »kleinen Napoleon« nannten.

Die Winterolympiade fand in Garmisch statt, brachte für Nazi-Deutschland aber nur bescheidene Ergebnisse. Wenn hierzulande der Spruch kursiert: »Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze«, dann trifft das eher auf die einstmals so frenetisch gefeierten Sportgrößen zu. Zumindest Theaterbegeisterte wissen durchaus noch, wer eine Jenny Lind, ein Josef Kainz oder ein Leo Slezak war. Wer aber kennt noch Christl Cranz, Franz Pfnür oder die Paarläufer Herber/Baier? Sie waren die Goldmedaillengewinner der Winterolympiade.

Meine Mutter ist heute davon überzeugt, dass meinen Vater nach dem schmachvollen Verhalten bei meiner Geburt das schlechte Gewissen geplagt und er deshalb für einige

Zeit bei Frau und Kind geweilt habe. Dementsprechend ist sie auch der Meinung, er habe die olympischen Wettkämpfe in Garmisch nicht besucht. Indes, eine Postkarte vom Februar 1936 aus Garmisch widerlegt dies: »Eben kam ich vom Zweier-Bob-Rennen ...« Auch vom Eislauf ist dort die Rede, und am Ende steht der Satz: »Und unser Sohn?«.

Um diese Zeit hatte Hitler das von ihm beherrschte Deutschland schon mit einer Reihe von Gesetzen und Verfügungen geknebelt, die sich auch massiv gegen die deutschen Juden richteten.

Schon am 1. April 1933 riefen die Formationen der Nazis auf Geheiß von Hitler und Goebbels die Bevölkerung zum Boykott jüdischer Geschäfte auf. Zwar wurde diese Aktion schnell wieder abgebrochen, doch setzte der Staat am 7. April den Juden erneut zu, indem er die Beamten unter ihnen zwangspensionierte. Die Aufhebung der Gewerkschaften folgte am 2. Mai, und am 10. Mai wurde die Bücherverbrennung inszeniert, die nicht nur jüdische Autoren traf, sondern alle, die sich nicht vom nationalsozialistischen Gedankengut vereinnahmen ließen – Thomas Mann, Heinrich Mann, Erich Kästner, Oskar Maria Graf, Erich Maria Remarque und viele andere. Wie absurd dieser Kampf gegen einen vermeintlich »undeutschen Geist« war, zeigt allein schon der Umgang mit dem Lied der »Loreley«: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten ...« – das stammte von dem konvertierten Juden Heinrich Heine, war aber so populär, dass man es nicht einfach aus den Gedichtsammlungen verbannen konnte; also löschte man den Autorennamen und bezeichnete das Lied als »Alte Volksweise«.

Am 14. Oktober 1933 trat Deutschland aus dem Völkerbund (Vorläufer der jetzigen UNO) aus, und am 12. November wurde so etwas wie eine »Reichstagswahl« inszeniert, die mit verdächtigen 92 Prozent Ja-Stimmen

endete. Am 2. August 1934 starb der greise Hindenburg, und der »Führer« wird aufgeatmet haben, denn nun konnte er endlich frei schalten und walten. Am gleichen Tag wurde die Reichswehr auf ihn vereidigt; die Ämter des Kanzlers und Staatsoberhauptes wurden vereinigt. Dass die Volksabstimmung im Saargebiet am 13. Januar 1935 91 Prozent für eine Rückgliederung ins Deutsche Reich erbrachte, halte ich für glaubhaft. Hitler, dem politischen Hasardeur, war es in wenigen Jahren gelungen, wenn nicht die Sympathie, so doch den neidvollen Beifall etlicher Nachbarländer zu gewinnen, was auch auf sein eigenes Volk nicht ohne Wirkung blieb. Am 15. September 1935 wurden die »Nürnberger Gesetze« erlassen, die unter anderem Ehen zwischen Juden und »Ariern« untersagten.

Als in meinem Geburtsjahr 1936 die ganze Welt ihre Augen auf das im nationalistischen Taumel »erneuerte« Deutsche Reich richtete, da waren also all diese Maßnahmen bereits durchgeführt. Doch wer aus dem Ausland kam, der wird, auch wenn er Augen und Ohren weit aufsperrte, davon kaum etwas gemerkt haben. Denn ein gewaltiger, von Joseph Goebbels geleiteter Propaganda-Apparat beseitigte flugs alle schon sichtbaren Zeichen rassistischer Unterdrückung, und kein Ausländer wird über einem jüdischen Geschäft die Aufforderung »Kauft nicht bei Juden!« gefunden haben. Wer alle Machtmittel in der Hand hat, auf nichts und niemand Rücksicht nehmen muss, kann der Welt einige potemkinsche Dörfer vorsetzen, die – wenn nicht mehr benötigt – schnell wieder abgerissen werden.

Während des olympischen Jahres, am 7. März 1936, wurde durch den Einmarsch in die entmilitarisierte Zone des Rheinlands der Vertrag von Locarno brutal gebrochen. Nur wenige werden mit dieser Bezeichnung heute noch etwas anfangen können – es war der am 16. Oktober 1925 in Locarno abgeschlossene Sicherheitsvertrag zwischen

Deutschland und weiteren sieben europäischen Ländern. Hitlers aggressive Außenpolitik in den Jahren nach der »Machtergreifung« nahm keinerlei Rücksicht auf diese Verträge und machte sie zunichte. Aufgrund der Gleichschaltung der Medien war aber über dergleichen Rechtsbrüche in Deutschland nur Positives zu hören und zu lesen.

Wie standen nun meine Eltern zu diesen Ereignissen? Ich mache den Versuch einer Erklärung. Mein Vater war zur Zeit meiner Geburt Funker bei der Bayerischen Landespolizei – also ein Staatsbeamter im Mittleren Dienst (er trug während der Arbeit immer Uniform). Mit niederbayerischer Zähigkeit zielte der gebürtige Landshuter auf Höheres. So nahm er eine staatliche Förderung in Anspruch, holte das Abitur nach und kam 1938 in den Gehobenen Dienst. Nun stand weiteren Beförderungen nichts mehr im Weg.

Wirklich nichts? Jeder Mann im Beamtenstand, der halbwegs Karriere machen wollte, wurde nach 1933 Parteigenosse. Dass mein Vater es nicht gleich wurde, sagt schon einiges darüber aus, wie er zu dem neuen Regime stand. Ich glaube nicht, dass er lauthals protestiert oder offen seine Abneigung gegenüber einer Parteimitgliedschaft gezeigt hat. Er wartete einfach ab und nützte die Zeit, sich fortzubilden, um in eine höhere Beamtengruppe aufzusteigen. Als das gelungen war und er sich Zahlmeister nennen durfte, setzten ihm die Kollegen zu.

Nach dem Krieg hat er mir das selber gesagt, wie sie besorgt auf ihn einredeten und ihm vor Augen hielten, dass ein Mann mit Familie sich heutzutage einer Parteimitgliedschaft nicht mehr entziehen könne. So wurde Ludwig Lorenz Obermeier 1938 Parteigenosse – fünf Jahre nach der »Machtergreifung«.

Die Einstellung meiner Mutter lässt sich in einem einzigen Satz beschreiben: Sie war ein völlig unpolitischer Mensch.

Sich um Politik zu kümmern, war für sie ausschließlich Männersache, und ich kann mich nicht erinnern, dass sie nach Kriegsende jemals zu einer Wahl gegangen wäre. So beurteilte sie Hitler auch nicht nach seinen Taten, sondern nach seinem Aussehen und Auftreten. Sie hat immer betont, wie unsympathisch er ihr war, und das mag daran gelegen haben, dass sie herrisch und anmaßend auftretende Männer verabscheute. Mein Vater war von solchen Eigenschaften keineswegs frei und darum selbst immer wieder ihrer Kritik ausgesetzt.

Nun gilt es von einem Ereignis zu berichten, dessen Zeuge ich als Kleinkind wurde (natürlich ohne spätere Erinnerung): Am 29. September 1938 trafen sich Chamberlain, Daladier und Mussolini – die Staatschefs von England, Frankreich und Italien – mit Hitler im »Führerbau« an der Arcisstraße (jetzt Musikarchiv), um über die sudetendeutschen Gebiete der Tschechoslowakei zu verhandeln. Die Gespräche führten am folgenden Tag zum »Münchener Abkommen«, das den tschechischen Staat zwang, die überwiegend von deutschsprachiger Bevölkerung bewohnten Grenzgebiete Böhmens an das Deutsche Reich abzutreten. Das war immerhin etwa ein Fünftel der Gesamtfläche und ein Viertel der Bevölkerung der CSR. Dem verbliebenen Teil wurde – auch mit Hitlers Unterschrift – die Sicherheit garantiert. An jenem Septembertag wurden die europäischen Staatsmänner für ihren Schandvertrag frenetisch bejubelt und in den europäischen Medien als »Retter des Friedens« gefeiert. Doch was ihre Unterschriften wert waren, das zeigte der »Führer« bereits ein knappes halbes Jahr später, als deutsche Truppen auch die übrige Tschecho-Slowakei besetzten.

Mein Vater, damals noch bei der Landespolizei, musste mit seinen Kameraden den »Königlichen Platz« – so taufte

die Nazis ihn um - absperren, als Hitler und Mussolini auf den Balkon des »Führerbaues« traten.

Als meine Mutter erfuhr, dass danach eine feierliche Rundfahrt durch München geplant war und der »Führer« auch den Stiglmaierplatz passieren würde, packte sie mich in den Kinderwagen und machte sich auf den Weg zum »Löwenbräukeller«, weil man von dort den besten Überblick hatte.

Seit einigen Monaten wohnten meine Eltern nicht weit entfernt in einer sog. Dienstwohnung. Das nur zweistöckige Haus (Ecke Nymphenburger/Lazarettstraße) stand in einem wunderschönen Garten mit großen Kastanien- und Ahornbäumen. Obwohl nicht vom Krieg zerstört, ist es heute verschwunden, der größte Teil des Gartens von einem Bürohaus überbaut. Einige der Kastanienbäume haben den Umbau überlebt, und ich kann sie niemals ohne leise Rührung betrachten.

Einmal wenigstens, so sagte meine Mutter später, wolle sie den »Führer« sehen, auch wenn er ihr als Mann so gar nicht sympathisch war.

Natürlich bildeten sich bereits Menschenmassen um den Stiglmaierplatz, doch als Frau mit Kinderwagen machte man ihr widerwillig Platz. Die Aussicht, so berichtete sie später, war zwar gut, aber als der »Führer« in seinem Mercedes nahte, flogen die Arme hoch, und die Sicht war versperrt. Sie hat das Hitler so übel genommen, dass sie ihn von da an noch weniger mochte.

Jetzt komme ich zu der Frage, wie weit das menschliche Erinnerungsvermögen zurückreicht. Da gehen die Ansichten ziemlich auseinander: Wenn die einen behaupten, sie hätten Erinnerungen bis ins zweite Lebensjahr zurück, so setzen andere dagegen, dass diese frühestens ab dem dritten, meistens sogar erst ab dem vierten Lebensjahr einsetzen.

Für mich kann ich mit einiger Sicherheit behaupten, dass ich mich als knapp Dreijähriger an das Oktoberfest des Jahres 1938 erinnere. Naheliegender und wahrscheinlicher wäre es gewesen, dies für 1939 anzunehmen, weil ich da schon ins vierte Jahr ging, aber die Vergangenheit – unser einziger fester Besitz – lässt sich nicht beliebig verändern. Die schon im Aufbau begriffene »Wiesn« des Jahres 1939 wurde wegen des Kriegsbeginns am 1. September abgesagt. Also muss es doch 1938 gewesen sein, und meine Erinnerungen daran sind zwar lückenhaft, aber in den Einzelheiten sehr deutlich.

Meine Mutter wuchs seit ihren Säuglingsjahren bei Pflegeeltern auf und verlebte bei ihnen nach eigenem Bekunden eine sehr glückliche Kindheit. Ihre leibliche Mutter wollte den Vater ihres ledigen Kindes nicht heiraten und legte ihm den nur wenige Wochen alten Säugling auf die »Ladenbudel« eines kleinen Gemischtwarengeschäftes in Brannenburg. Dabei soll sie mit gehässigem Spott gesagt haben: »Da hast deinen Schrazn!« Wer des Bayerischen nicht mächtig ist: Schrazn ist die etwas abfällige Bezeichnung für einen Säugling.

Der verblüffte Kindsvater stand eine Weile hilflos da und lief dann in seiner Not zu seinem Spezi, dem Thallmaier Heini, der mit seiner Frau Lina schräg gegenüber einen Laden für Haushaltsgeräte betrieb. Das kinderlose Ehepaar erklärte sich spontan bereit, das kleine Mädchen aufzuziehen. So kam es, dass ich die beiden lange für meine richtigen Großeltern hielt, während ich meinen leiblichen Großvater niemals und meine tatsächliche Großmutter erst sehr spät kennen lernte. Sie hat sich zeitlebens kaum um ihr Kind gekümmert und zeigte erst Interesse, als meine Mutter als Verkäuferin Geld zu verdienen begann. Aber da war sie schon sechzehn und entschied selber, bei wem sie leben wollte.

Heinrich Thallmaier war von Aussehen und Gehabe her der typische Altmünchner »Raunzer«, der an allem herumkittelte, was aber nicht allzu ernst gemeint war. Er soll – so meine Mutter – Zigeunervorfahren gehabt haben und war zeitlebens etwas unstet. Die Thallmaiers zogen oft um, vom Land in die Stadt und von der Stadt aufs Land, bis sie schließlich in der Schellingstraße 32 hängen blieben. Genau gegenüber etablierte sich später der »Völkische Beobachter«, bald das offizielle Blatt der Nazis, das dann zu Kriegszeiten bevorzugtes Ziel der britischen und amerikanischen Bomber wurde. Schräg gegenüber lag die Metzgerei Strauß, die der Vater des späteren bayerischen Ministerpräsidenten betrieb. Um seine Abkunft vornehmer erscheinen zu lassen, sagte Strauß, er entstamme einer »Altmünchner Handwerkersfamilie«.

Heinrich Thallmaier hatte das Glück, einige Jahre hintereinander die Konzession für ein Ladengeschäft auf der Wiesn zu erhalten. Er war aber beileibe kein wohlhabender Mann, und besondere Beziehungen wird der gelernte Glaser und Zinngießer auch nicht gehabt haben.

Da setzt nun meine Erinnerung an das Oktoberfest – das im September beginnt – des Jahres 1938 ein, und ich war zwei Jahre und neun Monate alt. Vor allem zwei Dinge blieben mir im Gedächtnis haften: Zum einen die herrlich rauen und buntfarbigen Zuckerstangen, die ich im Laden des Opas nach Lust und Laune bekam. Da schleckte man gut eine halbe Stunde daran, hatte dann aber eine wehe Zunge und wunde Lippen. Zum anderen handelte es sich um das »Angelwerfen«. In dem kleinen Laden des Opas (bayerisch »Opapa«) gab es Postkarten, Süßigkeiten, allerlei Wiesnkitsch und eine kleine Wand aus Sperrholz. Wer zehn Pfennig bezahlte, bekam eine Angel in die Hand und durfte Schnur und Haken über die Barriere werfen. Meine Oma (bayerisch »Omama«) befestigte dann ein kleines Päckchen

daran, und der Angler konnte seine Beute herausziehen. Was in den Päckchen war, weiß ich nicht mehr - vermutlich irgendwelche von Kindern begehrten Schätze.

2. Der Krieg beginnt

Aus der Sicht des Jahres 1938 hatte sich – jedenfalls für die meisten – das politische und wirtschaftliche Leben durchaus zum Positiven hin entwickelt. Selbst in jüdischen Kreisen hofften viele im Sommer – das bestätigen spätere Berichte von Betroffenen – auf eine gewisse Stabilisierung. Hitler, so dachte man, habe nun all seine Ziele erreicht – das Großdeutsche Reich war Wirklichkeit geworden. Seit März gehörte Österreich zu Deutschland, seit September auch das Sudetenland. Die Diskriminierungsmaßnahmen gegen die Juden galten vielen als vorläufig, und jetzt, da es mit Deutschland so sichtbar aufwärts ging, würde sich manches wieder auf einem irgendwie erträglichen Niveau einpendeln und insofern normalisieren.

Der Anschluss Österreichs stieß vielerorts auf Beifall und Verständnis. Es verwundert mich noch heute, dass die Alliierten nach Kriegsschluss den Österreichern die Opferrolle abnahmen. Wer sich die Filmaufnahmen von Hitlers Rede vor der jubelnden Menge auf dem Heldenplatz anschaut, mag an eine ernsthafte Gegnerschaft kaum glauben.

Welch ein Triumph, als Hitler auf die Hunderttausende hinunterposaunte: »Als der Führer und Kanzler der deutschen Nation und des Reiches melde ich vor der Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich.«

Auch meine Eltern, damals 28 und 34 Jahre alt, mögen diese Euphorie empfunden haben, denn alles stand zum Besten: Es gab so gut wie keine Arbeitslosen mehr, mein

Vater war unkündbarer Beamter und würde bald zum Oberzahlmeister aufsteigen, der Sohn war gesund, und man bewohnte eine sehr geräumige Dienstwohnung mit Bad und Herrenzimmer. Ja, diese Wohnung im zweiten Stock des Hauses Nummer 92 in der Nymphenburger/Ecke Lazarettstraße! Da summieren sich meine Erinnerungen zu einem deutlichen Bild, ich werde damals fünf bis sechs Jahre alt gewesen sein.

Es gab eine große Küche, ein Wohnzimmer, ein Herrenzimmer, das elterliche Schlafzimmer und ein Kinderzimmer. Das Bad war von der Toilette getrennt. Das war schon etwas ganz Besonderes, denn die meisten Wohnungen in München besaßen so einen Luxus nicht. Ich kann mich noch daran erinnern, dass wir Freunde meiner Eltern besuchten, die nicht nur kein Bad hatten, sondern ihre Bedürfnisse auf einem gemeinsamen Etagen Klo verrichten mussten. Auch Gasbeleuchtung war noch sehr häufig, da musste man bei Einbruch der Nacht auf einen Hocker steigen, um den »Gasstrumpf« zu entzünden.

Zurück zu unserem Bad, das natürlich – verglichen mit den heutigen »Nasszellen« – ein Fossil war. Da gab es den turmartigen, bis zur Decke reichenden Wasserbehälter aus gehämmertem Kupfer. Das sah aus wie eine von Dellen übersäte Metallwalze. Unten musste er – möglichst mit Holz – geheizt werden; eine halbe Stunde später überzeugte sich Mutti per Handberührung, ob das Wasser schon heiß genug war. Wenigstens in meiner Familie gab es den damals gewiss noch bei vielen geübten Brauch nicht, den Badetag quasi hierarchisch zu gestalten. Zuerst badete der Vater, dann die Mutter und nach ihr die Kinder, dem Alter nach abgestuft. Das letzte, vielleicht dreijährige Zwergelr musste dann mit dem längst schon lauwarmen Schmutzwasser vorlieb nehmen.

Natürlich nahm auch bei uns die ganze Familie ihr samstägliches Bad, und wenn ich mich an die Reihenfolge auch nicht mehr erinnern kann, so weiß ich doch, dass so lange nachgeheizt und nachgefüllt wurde, bis jeder sein eigenes, sauberes Bad genommen hatte.

Durch die häufige Verwendung von Kohleöfen und Gas, auch für die Betuchten, kam es zu Unfällen, wie es sie heute gar nicht mehr gibt. Halt - manchmal doch, und zwar bei sehr alten Öfen in Wohnwagen: Bei schlechter Durchlüftung kann es nachts zu einem fatalen Anstieg des Kohlenmonoxyd-Gehalts kommen. Das damalige Leuchtgas kam übrigens nicht - wie das jetzt entgiftete - aus Russland, sondern wurde am östlichen Stadtrand in zwei gewaltigen Gaskesseln erzeugt. Einen davon wollte man später als museales Relikt stehen lassen - schließlich hat man dann doch beide abgerissen.

Besonders im Winter bei geschlossenen Fenstern war auch der Umgang mit dem Leuchtgas gefährlich, und es musste den Kindern eingeschärft werden, nicht mit den Drehknöpfen am Gasherd herumzuspielen. Es war eine tragische Begleiterscheinung dieser technischen Unzulänglichkeiten, dass es Selbstmörder in jener Zeit relativ leicht hatten, ihr Vorhaben in die Tat umzusetzen: Sie mussten nur den Kopf in das Backrohr des Gasofens stecken. Ich kann mich erinnern, dass eine der besten Freundinnen meiner Mutter die Untreue ihres Mannes auf solche Weise bestrafen wollte, doch sie wurde rechtzeitig entdeckt.

Zwar wuchs ich in einer Großstadt auf, doch die äußeren Umstände waren fast ländlich zu nennen. Unser aus rötlichem Klinker erbautes Haus umfasste in drei Etagen sechs Wohnungen, sodass der rund ums Haus angelegte Garten mit Kastanien, Ahorn, Buchen und verschiedenen Sträuchern für uns Kinder eine willkommene Welt des

Abenteuers war. Es gab zahlreiche Möglichkeiten, sich zu verstecken, eine Rasenfläche, um Ball zu spielen, eine Sandkiste für die Kleinen.

Was ist davon heute noch übrig? Wie schon erwähnt, wurde das Haus in den Siebzigerjahren abgerissen, und weite Teile des Gartens wurden überbaut. Im Norden grenzte unser Grundstück an die niedrigen, auch aus Klinker erbauten Gebäude des Richard Pflaum-Verlags, dessen Druckmaschinen - ging man an der Lazarettstraße 4 vorbei - mit ihrem metallischen Klirren und Rattern deutlich zu hören waren. Es klingt fast wie ein Märchen, wenn ich sage, dass es diesen Verlag in demselben alten Gebäude und unter seinem originalen Namen heute immer noch gibt.

Ging es bei sechs Familien in diesem Garten nicht ein wenig lebhaft zu? Nein, denn nur drei davon hatten Kinder, eine davon (und zwar unsere unmittelbaren Nachbarn) allerdings gleich fünf. Das war mir als Einzelkind natürlich höchst willkommen, und ich schloss mich gern deren nur um ein Jahr älteren Spross Helmut an. In dieser vielköpfigen Nachbarsfamilie spielte die katholische Religion mit Tischgebet, regelmäßigen Kirchgängen und der Absicht des zweitältesten Sohnes, Missionar zu werden, eine bestimmende Rolle.

Obwohl mein Vater von den Eltern her aus stockkatholischen Gegenden (Gäuboden und Bayerischer Wald) stammte, war in unserer Familie Religion kein Thema. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass meine Eltern - Weihnachten ausgenommen - je eine Kirche besucht hätten. Wie wir später sehen werden, färbte die fromme Einstellung unserer Nachbarn über meinen Freund Helmut zeitweise doch ein wenig auf mich ab.

Wenn jetzt die Nymphenburger Straße - als eine der Zufahrten zur Stuttgarter Autobahn - bis in die Nacht hinein von tosendem Verkehr erfüllt ist, so konnte man sie damals